

Kindheit

Mit meiner Geburt im September 1929, trat die dritte Generation ins Leben.

Wir wohnten bei einem privaten Wirt, leider direkt über seiner Wohnung. Warum leider, erwähne ich später.

Unsere Wohnung war wie die meisten um die Jahrhundertwende entstandenen, eine Drei-Raum-Wohnung bestehend aus Küche, Stube und Kammer. Weiter Außentoilette, das heißt Plumpsklo, Wasserhahn und Ausgussbecken im Hausflur, auf dem Hof für jeden Mieter ein Kohlenstall, in dem in Buchten über den Kohlen meist Kaninchen gehalten wurden. Ein Kinderzimmer lernte ich in meinem Leben nie kennen. Spieldecken und Spielzeug überließ man unserer eigenen Phantasie, da hierfür kein Geld da war.

So bastelte man eben das Spielzeug aus den unmöglichsten Materialien selbst. Es entstanden Lokomotiven, Flugzeuge, Kanonen, Pfeile und Bögen, Skier aus Fassbrettern und vieles andere.

Für die Herstellung von Schleudern oder Katapulten mussten Weidenbüsche für die Gabeln, sowie alte Auto- oder Fahrradschläuche erhalten. Wer einen Autoschlauch ergatterte, war unter uns Jungen für gewisse Zeit ein »gemachter Mann«, denn für die sauberlich zurechtgeschnittenen Gummistreifen, war so mancher »Schatz« zu tauschen.

Wir spielten mit Murmeln, bezogen manchmal die gesamte Dorfjugend in »Ritter- und Räuber«-Spiele ein,

spielten Indianer, Soldaten, Räuber und Gendarmen, kurzum alles, was die kindliche Phantasie hervorbrachte und waren auf unsere Art glücklich.

Wenn wir Indianer spielten und uns unseren Häuptlingsschmuck basteln wollten, mussten die auf Bauernhöfen recht zahlreichen Gänse und Enten die benötigten Federn liefern. Diese wurden dann mit auftreibbaren Färbungsmitteln koloriert und in Wellpapierstreifen, die man diversen Verpackungskartons entnahm befestigt und fertig war der Schmuck.

Bei Soldatenspielen, nähten wir uns die Uniformen und Käppis aus älteren Kleidungsstücken selbst. Vorlagen verschiedener Uniformen gab es ja vor und im Kriege genug. Diese Arbeiten nahmen oft viele Stunden in Anspruch, aber wir lernten dabei auch mit Nadel und Zwirn, sowie verschiedenen Farbmaterialien umzugehen.

Wenn ich in der Wohnung spielen wollte, stand mir, bei Papas Abwesenheit, nur die Kammer zur Verfügung. Sie war nicht heizbar und so spielte ich darin im Winter oft stundenlang mit klammen Fingern und Eisblumen am Fenster alle möglichen Kriegsspiele, denn andere konnten wir kaum. Soldaten waren aus Brot oder Wachs geformt, Flugzeuge wurden aus alten Heften geschnitten und Granat- und Bombeneinschläge wurden durch Wattebällchen dargestellt. Der Rest war Phantasie.

Der Nachbarssohn, der ein Jahr älter war als ich, hatte Spielzeug jeder Art, zuletzt sogar ein Luftgewehr. Er wirkte sehr kränklich, war kaum mal draußen und nahm

nie an unseren ausgelassenen Spielen teil. Obwohl Mama sehr dagegen war, zog es mich natürlich zu ihm hinüber, weil ich dort meine Spielbedürfnisse erfüllen konnte. Wir schossen auch manchmal aus dem Fenster auf Spatzen und Katzen ohne daran zu denken, dass man den Tieren sehr wehtun konnte. Manchmal verbrachten wir gemeinsam die Winterabende bei unserem Hauswirt, Herrn Respondek. Er las uns Geschichten vor und ließ uns von den Schmoräpfeln kosten, deren Geruch die ganze Wohnung erfüllte.

Die Winterabende waren lang in diesem stillen, abgelegenen Haus. Es war so still, dass Fremde manchmal fragten, ob denn hier überhaupt jemand wohne. Aber es lag am Hausbesitzer, den jedes Geräusch störte. Ich wurde deshalb von klein auf dazu erzogen, keinen Stuhl zu rücken, nichts fallen zu lassen, mich nur in Filzpanntoffeln in der Wohnung zu bewegen usw., usw. Nachbarn hatten zwar als einzige im Haus ein Radio, aber es wurde so leise gestellt, dass außerhalb der Wohnung nichts zu hören war. Dieses Radio ermöglichte mir aber, einen scheinbar wichtigen Boxkampf Schmelings gegen Louis mit zu erleben.

Es war aber nicht ständig so still. Da im Dorf die Bebauung gemischt war, wechselten Bauernhöfe und reine Wohnhäuser einander ab. Auch an unser Grundstück grenzte ein Bauernhof. Der Besitzer trug den gleichen Namen wie unser Hauswirt. Ob die beiden Respondeks verwandt waren, weiß ich nicht.

Im rechten Winkel zu unserem Wohnhaus standen drei Scheunen dieses Bauern, die fast regelmäßig abwechselnd im Spätherbst niederbrannten. Ob da wohl immer der gleiche Feuerteufel am Werke war, haben wir nie erfahren. Natürlich waren diese Brände auch für uns Kinder aufregende Ereignisse, denn wir konnten, durch den Alarm aus dem Bett gerissen, die Löscheinsätze direkt aus den Fenstern beobachten und uns dann vor unseren Altersgenossen damit wichtig tun.

Dieser Bauer hatte auch Kühe und zwei Zuchtbullen. Von den Größeren erfuhren wir, dass dort öfter Kühe zum Decken gebracht wurden. Wir konnten uns zwar keinen Reim darauf machen wie und was da vor sich ging, waren aber neugierig geworden. So schlichen wir uns zur gegebenen Zeit vom Garten her an den dichten Bretterzaun heran, der das Ganze als Sichtschutz verdecken sollte und fanden, wie bei findigen Buben so ist, bald Einblick. Der Bulle wurde auf eine schiefe Ebene geführt, dann die Kuh darunter geschoben, Anschließend führte eine der Frauen des Bullen Geschlechtsteil ein und dann war für uns Schluss der Vorstellung, weil ein gezielter Wasserschwall über den Zaun uns abkühlte. Das war in zweierlei Hinsicht auch eine Lehre.

Einmal allerdings, ich mochte damals acht Jahre gewesen sein, hätte es für unsere Familie schlimm ausgehen können ... Ich wartete an jenem Abend bei Oma Heinrich auf meine Mutter, die Bekannte besuchen wollte. Vater hatte sich schon vor unserem Weggang in der Kammer schlafen gelegt. Plötzlich begann es auf der

Straße zu rumoren. Wir schauten aus dem Fenster und hörten es rufen: »Bei Respondek brennt es!« Ich stürmte hinunter und begann in Richtung des angrenzenden Bauernhofes zu laufen bis ich merkte, dass die Leute entgegengesetzt liefen. Erst jetzt durchfuhr mich der Schreck. Respondek? Das konnte nur unser Wohnhaus sein! Als ich dort ankam, musste ich mich über Feuerwehrschräume stolpernd durch die Menge der Schaulustigen drängeln. Ich sah das hoch auflodernde Feuer schon aus dem Dach des an der Giebelwand des Hauses anschließenden Anbaues schlagen, neben welchem unsere Wohnung lag und die löschenden Männer. Aber wo ist Papa? Er schlief doch in der Kammer und nun tobte dieses furchtbare Feuer direkt hinter der Wand! Um ihn vielleicht zu warnen oder zu wecken, begann ich aus voller Lunge »Papa, Papa!« zu schreien.

Ein Feuerwehrmann fragte mich, warum ich so schreie.

»Papa schläft dort in der Kammer!«

»Um Gottes Willen, habt ihr alles kontrolliert?«

»Doch, er ist herausgetragen worden. Ein Sanitäter ist bei ihm.«

Inzwischen war auch schon Mama gekommen und beruhigte mich. Wie sie mir später erzählte, hat man die Wohnungstür aufgebrochen und Papa, der in der stark verqualmten Kammer immer noch tief schlief, noch sozusagen im letzten Moment herausgetragen und dann ins Krankenhaus gebracht.

Natürlich musste ich Mama bei den Krankenbesuchen begleiten, hätte es aber am liebsten verweigert, weil es

mich zu sehr an meinen zwei Jahre zurückliegenden Krankenhausaufenthalt erinnerte.

Meine Eltern hatten mich damals, nachdem ein Leistenbruch festgestellt worden war, als knapp sechsjährigen Buben ins Krankenhaus gebracht und – wie ich es empfand – den bössartigen Nonnen ausgeliefert. Sie erschienen mir so, weil sie nicht das geringste Quäntchen Ahnung von Kindererziehung und -behandlung zeigten. Nach der Operation, wurde ich mit stramm gezogenen Lederriemen ans Bett geschnallt und meine Bitten, die Riemen wenigstens etwas zu lockern, weil sie mir das Blut abschnürten, fanden bei den Schwestern kein Gehör. Erst ein Junge der neben mir lag, lockerte sie etwas – für eine Tafel Schokolade.

Später musste zu festen Zeiten auf den Schieber gegangen werden. Klappte das nicht, wurde einem recht brutal ein Klistier verpasst. Wenn man mit dem kleinen Pullermann die große Urinflasche mal nicht genau traf und etwas daneben lief, gab es Schläge auf den nackten Po.

Das machten sich die großen 10 bis 12 Jahre alten Jungen, die zusammen mit mir in dem großen Saal mit etwa 20 Betten lagen, zu Nutze und gossen mir einige Male nachts Wasser ins Bett. Morgens verkündeten sie der Schwester scheinheilig, dass ich wieder ins Bett gemacht hätte. Das setzte natürlich, zu ihrem Gaudi, wieder Schläge. Für mich wehrlosen Steppke, war diese Krankenhauszeit also ein Martyrium. Wer könnte sich da über meine spätere Abneigung gegen Krankenhäuser

im allgemeinen und Ordensschwestern im besonderen wundern? Was mich bei dieser Erinnerung bestürzt ist, dass sich mir die Einzelheiten so detailliert im Gedächtnis gebrannt haben.

Mama saß, so lange ich mich zurück erinnern kann, fast immer an der Nähmaschine. Sie schneiderte viele Jahre für die Frauen des Verwandten- und Bekanntenkreises, um ein paar Mark für die Familie hinzu zu verdienen.

Solange mein kleiner Bruder noch nicht auf der Welt war, erschöpfte sich meine Tätigkeit im Haushalt mit dem Abwasch, sowie dem Abtrocknen und Einräumen des Geschirrs. Als aber das Baby da war, musste ich es bald nach dem Mittagessen füttern und anschließend in den Schlaf wiegen. Das kostete natürlich meine Freizeit und ich wünschte den kleinen Schreihals manchmal wer weiß wohin! Später wurde mir auch noch das Ausfahren aufgebürdet, was für einen 10-jährigen Jungen und tapferen Kämpfer schon eine Zumutung war.

Eines Tages hatte ich den Kleinen im Wagen mit und näherte mich, diesmal in »Soldatenuniform«, unserem Lager, wo ich Zeuge eines Überfalls auf dieses wurde. Was blieb mir anderes übrig, als den Wagen stehen zu lassen und in den Kampf einzugreifen? Als ich zurückkam, war aus der Entfernung kein Wagen, sondern nur ein glänzendes Etwas zu sehen, welche sich beim Näherkommen als der Bügel des Kinderwagens entpuppte. Ich hatte den Wagen zwar auf einem ebenen aber scheinbar doch ein wenig geneigten Fleck stehen gelas-

sen. Der kleine Fratz, der zum Glück in einem Babygeschirr befestigt war, musste aufgestanden sein und mit dem Wagen gewippt haben. Der Wagen kam ins Rollen und kippte nach ein paar Metern in den längs des Bahndamms verlaufenden Entwässerungsgraben. Es war Hochsommer und trocken, wodurch das Wasser nur als Rinnsal floss. Ich fand den Kleinen im Schlamm spielend und derart verdreckt vor, dass ich ihn in diesem Zustand unmöglich heim bringen konnte. Also wusch ich erst einmal ihn und danach die weiße Wäsche in dem wenigen Wasser. Das Trocknen überließ ich dann der Sonne. Sicher war der Schreck bei Mama so groß, dass sie diesmal von Schlägen und einer Strafpredigt absah. Ich musste aber hoch und heilig versprechen, so etwas nicht wieder zu tun. Denn, wäre das Bübchen nicht angeschnallt gewesen, hätte es unter Umständen sogar in dem wenigen Wasser ertrinken können. Dieses Ereignis hatte für mich die angenehme Folge, dass ich nicht mehr so oft den Kleinen auszufahren brauchte.

Unser beliebtester Spielplatz war der nahegelegene Steinbruch. Zunächst wurde darin mit immer größerem Risiko herumgeklettert. Wenn uns da die Eltern gesehen hätten! Aber es dauerte nicht lange, bis einer von uns auf einer Schutthalde gebrauchte, aber auch noch einen Teil ungebrauchter Sprengschnüre entdeckte. Nun waren wir mehrere Tage damit beschäftigt, die Schnüre aufzuwickeln und das wenige Schwarzpulver in kleinen Fläschchen zu sammeln. Das gab wunderbare Sprengladungen, die wir im Steinbruch einsetzen konnten.

Dieser Spaß war natürlich nicht ungefährlich. Aber es passierte, außer dem Vorfall mit Heinz Kapalla, weiter nichts Ernstes. Heinz hatte nämlich versucht, einen großen Felsbrocken abzusprengen, auf dem er quasi selbst stand. Dabei stürzte nicht nur der Fels, sondern auch der daraufstehende Heinz in die Tiefe. Es sah schlimmer aus, als es war. Außer ein paar Prellungen und Abschürfungen war nichts weiter passiert. Für uns war es eine Warnung, künftig noch vorsichtiger zu sein. Dieses Spiel dauerte so lange, wie der Vorrat von Schnüren reichte, die von einem Bergwerk stammend, hier wahrscheinlich fälschlicherweise abgekippt wurden. Wir nannten uns die ›Gatzmaga-Bande‹, weil unser Anführer so hieß. In den angrenzenden Stadtteilen, ja sogar im gleichen Dorf, gab es ebensolche ›Banden‹, mit denen wir manchmal im ständigen Clinch lagen. Ab und an spielten wir Spähtrupp und suchten die Lager unserer Gegner auf, um dort so viel wie möglich zu zerstören. Ähnlich taten es auch die andern, wenn unser Lager zufällig nicht bewacht war. Manchmal kamen sie in größeren Trupps, wenn sich mehrere ›Banden‹ zusammengetan hatten. Dabei kam es oft zu regelrechten Straßenschlachten außerhalb bewohnter Gebiete, mit Fünfzig und mehr Steine schleudernden Teilnehmern. Einmal geriet ein Polizist, der die Kämpfenden trennen wollte, zwischen die Fronten. Aber auch er konnte nichts ausrichten und suchte bald das Weite.

Soweit mir bekannt ist, kam es auch bei diesen Zusammenstößen kaum zu ernsthaften Verletzungen. Auf unserer Seite war es jedenfalls nicht der Fall. Es muss allerdings gesagt werden, dass man sich bei Prellungen und Beulen, nicht so empfindlich hatte wie heute.

Eines Tages kam einer auf die Idee, doch in der Krone des halbkreisförmigen Steinbruchs, in dem sich auch unser Lager befand, mehrere Unterstände auszuheben und steinbruchseitig mit Schießscharten zu versehen. Ein weiterer Einfall war, ihn mit brennenden Pfeilen nach Indianerart zu verteidigen. Also wurden zunächst Unterstände ausgehoben und abgedeckt, dann wurde die eine Wand vorsichtig durchbrochen und fertig war die Verteidigungsanlage, etwa 15 Meter oberhalb unseres Lagers. Wie aber sollten wir brennende Pfeile herstellen? Da unsere Häuser fast alle mit Pappe gedeckt waren und öfter geteert wurden, war es ein Leichtes, hier und da etwas Teer beiseite zu schaffen. Dann wurde durch einen von uns ein älterer Bruder angesprochen, der in einer Benzolfabrik arbeitete und uns einige Flaschen Benzol besorgte. Die Erprobung verlief bestens. Nur, dass noch einer die Idee hatte, im Falle eines Angriffs, brennende Fackeln vor den Scharten festzumachen. So kam es, dass noch im gleichen Sommer und es war ein heißer, trockener Sommer, die »Skalley-Bande« angriff. Wir schossen mit brennenden Pfeilen, das trockene Gras fing Feuer und wir johlten im Siegestaumel, als die Angreifer in wilden Sprüngen vor dem herannahenden Feuer flohen. Leider musste auch ein kleineres Kornfeld

daran glauben und das gefiel uns wieder nicht so sehr. Die brennenden Pfeile verschwanden erst einmal spurlos im Boden und wir waren heilfroh, dass man uns dafür nicht zur Rechenschaft zog. Aber wie gesagt, Schweigen war eben wahres Gold ...

An Sonntagen, sind wir zu jeder Jahreszeit recht oft ins Kino nach Biskupitz, einem etwa vier Kilometer entfernten Stadtteil, gelaufen, weil es dort Kindervorstellungen mit Indianer- und Abenteuerfilmen gab. Der Eintritt kostete nur paar Pfennige, war also erschwinglich. Natürlich wurde der Film auf den Rückweg möglichst genau nachgespielt. Hinderlich war dabei die Sonntagskleidung, die ja keine Risse oder Flecken davontragen durfte. Nebenbei kontrollierten wir in der wärmeren Jahreszeit die uns bekannten Kaninchenbaue und Nester und versuchten im Winter an die halb im Schnee eingegrabenen Rebhühner heranzukommen. Oft vergaßen wir dabei das pünktliche Heimkommen, was manchmal zu schmerzhaften Folgen führte. Dass man aber einen Hasen ohne Falle oder Flinte »erbeuten« konnte, hätte ich mir vorher nicht vorgestellt. Aber es geschah wie folgt: Es war kurz vor Weihnachten, als mein Vater und ich uns auf den Weg machten, einen Sack Getreide, das gemahlen werden sollte, zur Biskupitzer Mühle zu bringen. Wir benutzten einen Schlitten und waren schon auf dem Rückweg, als uns plötzlich ein Hase quer über den hoch über eine tiefe Senke führenden Weg lief. Er war die Böschung heraufgekommen, erschrak und versuchte auf der anderen Seite

schnellstens bergab zu entkommen. Dabei überschlug er sich einige Male und blieb unten reglos liegen. Als wir herankamen, versuchte er, die Flucht fortzusetzen, blieb aber unter lautem Quieken wieder liegen. Er tat mir leid, als mein Vater ihn ergriff und mit ein paar Schlägen der Handkante seinem Leiden ein Ende bereitete.

Nach Vaters Worten, hätte das Häschen mit seinem gebrochenen Bein sowieso keine Chance zu überleben gehabt und wäre erfroren oder die Beute eines Fuchses oder anderen Raubwildes geworden. So wurde es unser Weihnachtsbraten. Mich regte das Ganze weniger auf, weil ich schon öfter bei der Schlachtung von Kaninchen zugeschaut hatte.

Viel einschneidender war ein Erlebnis, das ich mit etwa vier Jahren hatte. Wir waren von Verwandten zur Hochzeit aufs Land geladen. Da wir ein paar Tage früher angereist waren, war ich Zeuge, als ein Fleischer mit Hilfe anderer, auf dem Hof hinterm Bauernhaus ein großes Schwein und ein Kalb geschlachtet hat. Dass man mich nicht wegsperrt und vor diesem Schauspiel bewahrt hat, ist von den Erwachsenen unverantwortlich gewesen. Von einer Beschreibung dieser grausamen Prozedur, möchte ich hier absehen. Als mir nach der Schlachtung aber der Fleischer sagte: »So, und jetzt kommst du dran!«, darf man sich nicht wundern, dass ich auf der Stelle verschwand. Als ich zum Abendbrot nicht erschien, begann man mich zu rufen und nachher zu suchen. Es war schon fast stockdunkel und wenn man an einen Bauernhof mit seinen hunderten mögli-

cher Verstecke denkt kann man sich vorstellen, welchen Umfang die Suche annahm. Man musste jede Ecke mit Kerzen oder Stalllaternen ausleuchten, bis man mich spät abends in der äußersten Ecke des Kellers fand. Noch da zitterte ich vor Angst, man könnte mich tatsächlich abschlagen ... Ich hatte noch Wochen danach, furchtbare Träume.

Aber wir hatten auch schönere Erlebnisse in unserer Kindheit. Unvergesslich sind mir die lauen Sommerabende, wenn die Großen, das heißt, die jungen Burschen mit ihren Mädchen mit Klampfe und Akkordeon durch die Felder zogen und wir die neuesten Schlager wie: »Regentropfen, die an mein Fenster klopfen, oder: »Du hast Glück bei den Frau'n Bel Ami« und andere mitsingen durften. Wenn's nach der Getreideernte war, wurde manchmal ein kleines Feuer entzündet und in seinem Scheine gesungen. Es war für uns Rotzbengel immer berauschend schön.

Öfter kamen Leierkastenspieler ins Dorf. Sie hatten manchmal Hunde, die kleine Kunststückchen vorführten, aber auch Äffchen oder sogar tanzende Bären. Es traten manchmal auch superstarke Kerle auf, die anscheinend mit Leichtigkeit Hufeisen verbogen und es gab waschechte Chinesen mit Zopf, die Seidenkrawatten, Schals und anderes verkauften. Um sie zu ärgern, liefen wir ihnen nach und sangen: »Chinesen haben ein' langen Zopf, Hummel, Hummel, Hummel mit Humor, aber trotzdem hab'n sie Stroh im Kopf, Hummel, Hummel, Hummel mit Humor!« Sie jagten uns zum

Schein und das machte uns viel Spaß. Natürlich trieben wir unseren Schabernack auch mit anderen Leuten, wenn sie es zuließen.

Wie ich schon erwähnte, gehörte eine solide gefertigte Schleuder zu unserer Grundausstattung. Durch viel Übung war ich bald im Stande, eine der kleinen Tafeln zur Kennzeichnung von Hydranten, aus mehr als zwanzig Metern Entfernung, fast mit jedem Schuss zu treffen. Eines Tages vergnügten wir uns damit, einen Stahlrohrmast mit Schleudern zu beschießen. Es machte Spaß, weil das Rohr bei jedem Treffer erdröhnte. Der Mast stand auf der gegenüber liegenden Straßenseite. Rechter Hand verdeckte ein breiter Gebäudegiebel die Sicht auf den unteren Teil der Straße. Ich hatte damals von Onkel Alois einen Beutel voll Stanzabfälle aus Blei bekommen, die wunderbar für die Schleuder waren. Was dann geschah, war Sekundensache: Ich schoss, im gleichen Moment sah ich ein Auto und es splitterte. Wir waren momentan verschwunden, aber eine alte Hexe hatte alles gesehen und mich verpiffen. Als ich unschuldigen Blickes nach einiger Zeit nach Hause kam, war Vater da. Ich bezahlte den Schaden mit Zinsen!

Dass zu damaliger Zeit, wo Personenautos so rar waren, gerade auf unserer Dorfstraße eines auftauchte, verstehe ich bis heute nicht! Aber über die Maßen leichtsinnig war es schon. Es hätte ja auch den Fahrer treffen können ...

An der gleichen unübersichtlichen Stelle, passierte mir im Winter ein möglicherweise noch schlimmeres Mal-

heur. Wir schlitterten in größerer Gruppe auf der etwas abschüssigen Fläche in Richtung Dorfstraße, die wie immer, kaum belebt war. Wir benutzten die Schlitten in verschiedenen Positionen, vorwärts in Fahrtrichtung sitzend, rücklings sitzend, oder auf dem Bauch liegend. Als ich mal so herunterfuhr, kam hinter dem oben erwähnten Giebel ein Brauereigespann mit vier Kaltblutpferden und einem schweren, mit Fässern beladenen Wagen zum Vorschein. Obwohl ich mit den Händen mit aller Kraft zu bremsen versuchte, rutschte der Schlitten unter dem Bauch der Pferde hindurch, drehte sich dann langsam auf der Stelle, bis ich unter dem langen Wagen, wieder hinten zum Vorschein kam. Der Kutscher hatte scheinbar gar nichts gemerkt, denn das Gespann entfernte sich, ohne von mir Notiz zu nehmen. Ich zitterte am ganzen Körper, weil ich mir der überstandenen Gefahr bewusst war, aber es durfte nichts davon bekannt werden! Meine Spielkameraden verrieten mich zum Glück nicht, aber ich machte solchen Unfug nicht wieder.

Da niemand von uns so etwas wie Skier besaß, besorgte man sich Fassbretter, also Dauben, die man mit Lederriemen versehen, als Skiersatz nutzen konnte.

Mit neun Jahren bekam ich zu Weihnachten von Onkel Alois ein Paar Schlittschuhe geschenkt. Nun wurde das Laufen binnen kurzer Zeit erlernt und schon im gleichen Winter, wäre es fast damit zu Ende gewesen.

Mangels größerer Eisflächen, war ich nämlich, zusammen mit älteren Jugendlichen, auf einen der beiden in

Dorfnähe liegenden Teiche schlittern gegangen. Wir wussten natürlich nicht, dass die Brauerei ab und zu größere Stücke Eis herausschnitt, welches sie dann zu Kühlzwecken angeblich sogar über den Sommer hinweg unter einer starken Schicht Sägespäne aufbewahrte.

Die fehlenden Flächen im Eis waren wieder dünn zugefroren und durch etwas Pulverschnee »getarnt«, so dass unser Junge da prompt einbrach. Was weiter geschah, weiß ich nicht mehr. Aber scheinbar habe ich mich durch erschrecktes Strampeln an der Oberfläche gehalten, was den Großen ermöglichte, mich herauszufischen. Sie brachten mich dann irgendwie nach Hause, wo ich schnell trockengelegt und erwärmt wurde.

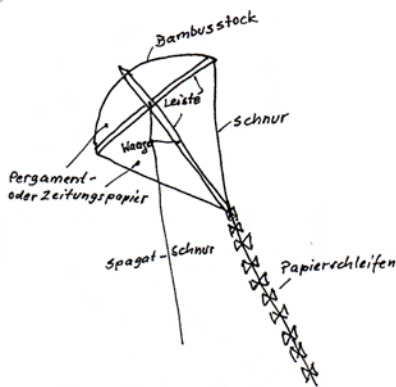
Allerdings gab es nach Papas Heimkehr noch eine Tracht Prügel weil ich sein Verbot, nicht auf die Teiche zu gehen, missachtet hatte.

Im darauffolgenden Winter spielten wir auf einer zugefrorenen überschwemmten Wiese. Mehrere von uns hatten Schlittschuhe, die andern Schlitten. Den anliegenden Abhang, hatten wir am Vortag durch Begießen zur Eisbahn gemacht. Da das normale Hinabfahren und Kreisen auf dem Eis zu langweilig wurde, kam einer auf den Einfall, unten Schlitten quer zu stellen und sie dann mit dem vorhandenen Schwung zu überspringen. So ging der Ausscheid von einem Schlitten, zu zweien, dann zu dreien, aber da noch immer nicht der Beste feststand, wurde der vierte hinzustellen. Wir waren noch zwei Konkurrenten. Ich sprang als Erster und

hätte es fast geschafft, setzte aber auf dem Schlitten auf und knallte mit voller Wucht mit dem Kopf aufs Eis ... Nach kurzer Bewusstlosigkeit, schnallte ich die Schlittschuh ab und trat torkelnd mit einem Riesenbrummschädel den Heimweg an. Es gab sich dann so weit, dass man zu Hause nichts merkte. Das war die erste schwere Gehirnerschütterung. Weitere folgten.

Aber nicht nur im Winter, auch in allen andern Jahreszeiten ließ uns unsere Phantasie Spiele erfinden, die nicht immer so gefährlich waren, wie manche der eben geschilderten.

Im Herbst kam die Kartoffelernte und die Kartoffelfeuer. Da wurden oft Kartoffeln geklaut und, – weil geklaut – mit großem Appetit verspeist. Aber es war auch die Zeit des Drachensteigens. Weil wir uns keine fertigen Drachen kaufen konnten, wurden sie selbst gebaut. Dazu besorgte man sich erst einmal zwei möglichst leichte, aber stabile Leisten und kaufte für fünf Pfennige beim Juden Nebel einen Rohrstock. Nun brauchte man nur noch eine kräftige Schnur, Zeitungspapier und Mehlkleister oder anderen Leim. Zum



Steigenlassen war dann natürlich noch ein bis hundert Meter langes Stück Spagatschnur nötig. Das Geld dafür, wurde bei Omas oder Tanten erbettelt oder mit kleinen Hilfeleistungen verdient. Die eigenen Fertigkeiten für den Drachenbau erwarb man im Laufe der Zeit.

Manchmal gingen wir im Herbst auch »auf Raub« in fremde Obstgärten. Das konnte von Fall zu Fall verschieden ausgehen. Wenn sich nämlich der Besitzer im Garten versteckt hat und mit einem Knüppel auf uns wartete, konnte es schon kritisch werden, denn es gab manchmal recht rabiate Typen.

Welche Sitten und Gebräuche gab es zu meiner Kindheit noch?

Zu Ostern wurde jedes Jahr frisches Wasser aus einer reinen Quelle geholt. Dieses Wasser wurde dann in der Kirche vom Pfarrer geweiht und dieses Weihwasser kam dann in den in jeder Wohnung vorhandenen Weihwasserkessel, wo es zu verschiedenen Anlässen benutzt werden konnte.

Am 6. Dezember kam der Nikolaus, gekleidet mit Bischofsmütze und in der Hand den Bischofsstab, in ein festliches Gewand gehüllt und mit wallendem Bart, schritt er von Haus zu Haus. Es begleitete ihn Knecht Ruprecht im Jagdanzug und es folgte in einigem Abstand der Teufel, der mit seinen klirrenden Ketten und fürchterlicher Maske Angst und Schrecken verbreitete. Natürlich hatte man als kleiner Junge jede Menge Angst und Bange, denn an Geschenken brachte der Nikolaus nicht viel. Umso emsiger kreiste seine Rute, wenn

irgendwelche Fehlritte aus der Vergangenheit ruchbar geworden waren. Und bei wem waren sie es nicht?

Zum Weihnachtsfest kam bei uns das Christkind. Natürlich konnten wir es nie sehen, weil es immer dann kam, wenn Mutter in der verschlossenen Stube den Weihnachtsbaum schmückte. Das Christkind, sollte den braven Kindern Geschenke bringen, doch meistens hatte es zu viel zu tragen, so dass eben viele Wünsche gar nicht oder nur zum Teil erfüllt werden konnten. Vielleicht war es für unser künftiges Leben gut so, dass wir schon als kleine Kinder verzichten lernten? Denn diese Übung galt es im späteren Leben noch oft zu vollziehen.

All die Spiele und Bräuche waren schön, aber zwischendurch musste auch zur Schule gegangen werden. Die Schule stand im Oberdorf, was für einen Erstklässler schon recht weit und im Winter beschwerlich war. In der ersten Klasse wurde, falls ich mich noch richtig erinnern kann, ausschließlich auf Schiefertafeln geschrieben. Die etwa im Format A4 großen Tafeln aus dunklem Schieferstein waren in Holzrahmen gefasst und hatten auf einer Seite mit roter Farbe aufgetragene Linien zum Schreiben. Auf der anderen Seite waren sie kariert zum Rechnen. Am Rahmen der Tafel war ein feuchter Schwamm befestigt, der das Löschen des Geschriebenen ermöglichte. Man schrieb mit Schiefergriffeln, d.h. mit runden zugespitzten Schieferstiften, indem man die Zeichen in die Tafel einritzte. Später wurde mit Tinte geschrieben. Dazu benutzte man Ly-

Federn, die in einem hölzernen Federhalter steckten. Zum Schreiben wurde die Feder in ein Tintenfass getaucht. Weil das Heftpapier recht schlechter Qualität war, entstanden beim Durchstoßen des Blattes mit der spitzen Feder, hässliche Kleckse.

Da damals in Deutschland die Sütterlinschrift gebräuchlich war, mussten wir sie bis zur vierten Klasse benutzen. Erst dann wurde die heute allgemein gebräuchliche lateinische Schrift eingeführt.

Da es damals noch die Prügelstrafe gab, wurde diese bei den meisten Lehrern auch angewandt. Üblich war der sogenannte Rohrstock, ein elastischer Bambusstock, mit welchem man auf eine Bank nieder gezwungen und mit vom Lehrer extra straff gezogener Hose dann seine Anzahl Schläge bezog. Es gab aber auch Stockschläge auf die flache Hand was noch schmerzhafter war, wenn mit aller Wucht eines Erwachsenen statt des Handtellers, nur die Finger getroffen wurden. Mancher Lehrer liebte es wieder, seine Delinquenten wie in einer Schraube an den Ohren hochzuziehen. Sich wehren oder beschweren war nutzlos, also musste es notfalls ertragen werden.

Auf der Dorfstraße gab es damals so gut wie keinen Verkehr, von den wenigen Pferdegespannen, die sie von Zeit zu Zeit nutzten, abgesehen. Das einzige, was uns auf dem Schulweg aufhalten konnte, waren gegenseitige Raufereien oder auf dem Heimweg der Dorfschmied,

dem man stundenlang beim Beschlagen der Pferde zuschauen konnte.

Obwohl beim Schulanfang noch ein wohlerzogener und relativ artiger Junge – die Rede ist hier vom zarten Alter von sechs Jahren – zwang man mich später mehr und mehr in die Rolle eines zeitweise gefürchteten Raufboldes. Denn wer sich nicht zu wehren wusste, wurde bald zum Spielball Übermütiger. Zu Hause bekam ich nie recht, wenn ich mich über Übergriffe Älterer beschweren wollte. Es hieß dann immer nur: »Geh' ihnen aus dem Weg, dann lassen sie dich auch in Ruhe!« Das war sicher bequem für die Eltern, half mir aber nicht.

Da es in diesen Jahren überhaupt keine Elternkollektive oder Elternabende gab, waren meine Eltern die ganzen acht Jahre meiner Volksschulzeit nicht ein einziges Mal in der Schule. So ließ auch ich die Zügel schleifen und jonglierte so immer im mittleren Zensurenbereich. Erst, als Mutter eines Tages für Frau Feltner, die Gattin meines Klassenlehrers ein Kleid nähte, kam man auch über meine Wenigkeit ins Gespräch. Des Lehrers Meinung war, dass ich zwar nicht dumm, aber stinkend faul wäre. Vor allem beim Einmaleins hapere es. Das ließ sich Mama nicht zweimal sagen. Nun begann für mich für einige Zeit zu Hause die Hölle! Jeden Nachmittag und Abend, wurde das Einmaleins vorwärts und rückwärts gepaukt. Wo's nicht hinein wollte, gab's Ohrfeigen oder Kopfstöße. Nach dem kleinen kam das große Einmaleins dran. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich so

traktiert wurde, aber es half. Mein Notenspiegel wurde besser und besser, auch in den anderen Fächern, aber es flog mir einfach zu, ohne jemals pauken zu müssen.

Im Dorf verlief das Leben, unserer damaligen kindlichen Meinung nach, in den gewohnten, friedlichen Bahnen. Wir hörten aber aus dem Getuschel der Erwachsenen manchmal heraus, dass unsere Empfindungen doch nicht ganz zutrafen. So erfuhren wir eines Tages, dass in der vorhergehenden Nacht die im Dorf wohnenden Judenfamilien, d.h. die Gastwirte Seidemann und Herzel, sowie die Kaufleute Siedner und Nebel, abgeholt worden waren. Wir regten uns aber nicht sonderlich darüber auf, weil man glaubte, sie würden in normale Arbeitslager gebracht. Allerdings taten uns die schon älteren Nebels leid, weil wir als noch kleinere Kinder öfter Bruchbonbons von ihnen bekommen hatten und weil sie immer lieb und freundlich gewesen sind.

Dann wurden eines Tages mehrere Meter lange schwarz-weiß-rote Spruchbänder mit der Aufschrift: »Wer polnisch spricht, ist unser Feind!« an die Häuserfronten geklebt, obwohl bisher das unter den Älteren noch gebräuchliche Wasserpolnisch niemanden gestört hatte.

Ich weiß nicht mehr, aus welchem Grund ich damals am Ort des Geschehens war und Zeuge der Folgen der sogenannten »Reichskristallnacht« wurde. Ich konnte jedenfalls beobachten, dass die Feuerwehr vor der brennenden Synagoge aufgefahren war und nicht den

Brand löschte, sondern die dampfende Rückwand der städtischen Mühle mit einem starken Wasserstrahl netzte. Ich sah auch, dass die beiden Schaufenster eines Elektrowarengeschäftes, der Firmenaufschrift nach eines Juden Knoche, zertrümmert waren und zwei SA-Männer laut lachend aus diesen herausgesprungen kamen. Natürlich konnte ich mir als 9-Jähriger keinen Vers darauf machen. Erst viel später erfuhr ich, was in dieser Nacht geschehen war.

Irgendwann, im Frühjahr oder Sommer 1938 flog ein Zeppelin über Hindenburg. Ich weiß nicht, ob es die »Hindenburg« war, aber man erzählte es jedenfalls. Es war ein wunderschönes und vor allem seltenes Erlebnis. Da ich aus unbekanntem Grund ein großes Interesse an der Fliegerei hatte, war ich öfter unweit der Segelfliegerschule neben dem Georgschacht zu finden.

Es kamen die Sommerferien 1939 und schon am Beginn, war es irgendwie anders als sonst. Es waren immer wieder neue Gerüchte im Umlauf, die wir mit gespitzten Ohren den Erwachsenen ablauschten, ohne uns darüber ein Urteil bilden zu können. Wie wir bei unseren Streifzügen erkundet hatten, wurden längs der Grenze Stacheldrahtverhaue gebaut und »Spanische Reiter«, d.h. Panzerhindernisse aufgestellt. Man hörte im Radio Nachrichten über Grenzübergriffe, Gräueltaten der Polen an Deutschen und es kam zu Schießereien zwischen dem deutschen Freikorps und polnischen Insurgenten. An unserem Grenzabschnitt am Georgschacht,

wurden Bunker gebaut und Schützengräben ausgehoben. Warum das alles?

Wir Jungen, hatten natürlich unseren Spaß, mit den Fernmeldetrupps beim Leitungsverlegen mitzufahren, in den Schützengräben zu schnüffeln oder die bei den Bauern untergestellten Pferde der Artillerie zu streicheln und zu füttern. Da war soviel Neues zu entdecken, wobei uns die unbekanntes Gerüche von Feldküchen und frischem Leder in die Nasen stiegen und unsere Phantasie beflügelten.

Dann plötzlich, waren sie eines Tages alle fort. Auch die in der Schule einquartierten Soldaten waren nicht mehr da. Die Erwachsenen wussten sicher mehr, aber wir Jungen kehrten unbekümmert wieder zu unseren Spielen zurück.

Nach ein, zwei Tagen allerdings hatte ich ein Erlebnis, das ich zeitlebens nicht vergessen werde ... Es war in der Nacht, schon eher am frühen Morgen des 1. September 1939. Ich erwachte durch bisher unbekanntes Geräusche, die durchs offene Fenster ins Zimmer drangen. Es grollte ununterbrochen vom Himmel, man konnte das Murmeln vieler Menschen hören und ich entdeckte, aus dem Fenster schauend, darunter meine Eltern. Sie standen vor dem Hause zusammen mit unseren Nachbarn und diskutierten über irgendetwas, scheinbar Ungewöhnliches mit verhaltener Stimme. Schnell war ich in meinen Sachen und unten im Hof. Die Leute waren inzwischen weiter hinaus auf eine etwa ein Meter hohe Mauer zugegangen, wo einige schon

draufstanden und gen Osten, in Richtung Polen blickten. Das Brummen größerer Flugzeugverbände über uns, ferner Geschützdonner, Brände am Horizont und das bedrückte Schweigen der Menschen ringsum ließen es mir eisig über den Rücken laufen. Krieg? Was war da so schrecklich daran, dass es die Leute so bedrückte? In unseren bisherigen Spielen ging es doch um Helden, Ruhm und ähnliches, um Old Shatterhand, den Weißen Adler und andere Karl May-Figuren mit denen wir uns liebend gern identifizierten. Warum dann die große Traurigkeit der Menschen?

Ich und wir Jungen haben lange nicht begreifen können, dass Krieg mit Tod und Verkrüppelung und unsäglichem Elend zusammenhängt. Es änderte sich ja für uns vorläufig nicht viel. Dass es nun Lebensmittelkarten und Bezugscheine für Kleidung gab, berührte uns Kinder wenig. Es war sonst alles wie ehemals. Die Schule begann nach den Ferien diesmal eine Woche später, weil die Klassenräume erst nach der Einquartierung der Truppen gesäubert werden mussten, aber für uns war es eine willkommene Verlängerung der Ferien.

Da ich gerade zehn Jahre alt geworden war, wurde ich ins Jungvolk aufgenommen und bekam bald eine neue, schicke Uniform.

Was aber später den Dienst an jedem Mittwoch- und Samstagnachmittag betraf, war ich nur selten anwesend. Das freie Leben in unserer »Bande« war eben schöner als die stupide Marschiererei auf dem Schulhof.

Meine schulischen Leistungen waren immer noch gut, als wir 1940 in die Stadt umgezogen. Es musste wegen Vaters neuer Arbeitsstelle auf der Concordia-Grube sein. Vater hatte jetzt einen viel kürzeren Weg zur Arbeitsstelle, aber die Wohnung war noch kleiner, bestand nämlich nur noch aus Küche und Stube und für mich war's der reinste Horror. So plötzlich auf das viele Grün und die Weite der Landschaft verzichten zu müssen, war einfach zu viel verlangt. Sicher, die Erwachsenen richteten sich bald ein, aber ich suchte nach jeder nur möglichen Gelegenheit, in die alten Gefilde zu entweichen. Wenn man plötzlich keinen Grashalm und nur hier und da einen Baum zu Gesicht bekam und alles ringsum nur grau und staubig war, bekam man förmlich keine Luft! Das dauerte etwa vier Wochen lang, bis ich mich auch da eingewöhnt hatte.

Das Beste an diesem Umzug war dann aber doch die Nähe zur städtischen Schwimmhalle und zum Freibad, zu welchem es nur noch ein paar hundert Meter wurden. Auch alle anderen Sportanlagen waren jetzt problemlos erreichbar. Weil an ein Verreisen während der Sommerferien nicht zu denken war, verbrachte ich diese Zeit fast ausschließlich im Freibad. Um mir aber eine Monatskarte kaufen zu können, musste ich mir das Geld erst verdienen. Als sich also die Gelegenheit bot, einem alten Herrn für einen kleinen Geldbetrag die Kohlen aus dem Keller ins zweite Obergeschoss zu bringen, schlugen ein Freund und ich zu. Der alte Herr hatte in der Wohnung eine Holzkiste, in welche 12 Eimer Steinkohle

hineinpassten. Da es pro Eimer 5 Pfennige gab und er 2 Eimer pro Tag verfeuerte, verdienten wir jeder bei einem Einsatz 30 Pfennige. Da er diese Menge Kohlen alle sechs Tage brauchte, waren das im Monat 1.50 Mark für jeden. In zwei Monaten kamen drei Mark zusammen, was für die Monatskarten der Ferienzeit im Freibad reichte.

In der neuen Klasse, traf ich in Person unseres Klassenlehrers auf einen Pädagogen, der als erster meiner bisherigen Lehrer diesen Namen voll verdiente. Streng, aber auch nachsichtig, einfühlsam, aber auch fordernd verstand er es, den Unterricht so packend zu gestalten und unseren Ehrgeiz so anzustacheln, dass in der Klasse ein regelrechter Lernwettkampf entbrannte. Im Fach Geschichte paukten wir alle Jahreszahlen mit den dazugehörigen Ereignissen von Hermann dem Cherusker bis zur Neuzeit, in Erdkunde waren es Staaten, Hauptstädte, Flüsse, Seen und Bodenschätze, Inseln und Meere rund um den Globus, in Heimatkunde, waren die deutschen Flüsse und Nebenflüsse, Städte und Länder dran. Im Fach Rechnen und Raumlehre kamen wir in der achten Klasse weit über den vorgeschriebenen Lehrstoff hinaus und so brachte uns Herr Schöller noch das Schachspiel bei. In Deutsch vergaßen wir manchmal die Umwelt, wenn uns Herr Schöller Gedichte vorlas. Er forderte und förderte uns so behutsam, dass wir Rasselbände es kaum mitbekamen. In unserem täglichen Wettbewerb um den ersten Platz, hatte sich in der über vierzig Schüler zählenden Klasse eine Elite von vier

Schülern herausgebildet, von denen dann drei aufs Gymnasium gingen. Ich blieb nunmehr bis zum Schülende der unumstrittenen Beste und Vertrauensschüler.

Am Anfang des siebenten Schuljahrs, also 1943, gewann unsere Klasse, gemeinsam mit einer siebenten Klasse der Hochbergschule einen stadtweit ausgeschriebenen Wettbewerb aller Schulen.

Als Belohnung, durften wir im Rahmen der sogenannten Kinderlandverschickung zusammen mit unserem Klassenlehrer für drei Monate in die damals befreundete Slowakei fahren. Es war schon ein ganz besonderes Erlebnis, da wohl keiner von uns, vorher schon eine so weite Reise erlebt hatte. Unser Zielort war Piestany, ein berühmter Kurort an der Waag. Wir wohnten in einem schönen Heim, der »Villa Clara«, direkt am Kurpark, hatten gute Verpflegung und, soweit ich mich noch erinnern kann, stets sonniges Wetter. Der Unterricht, der jeden Vormittag stattfand, war zwar obligatorisch, erfolgte jedoch in einer weniger straffen Form, als zu Hause.

Die Nachmittage verdarb uns oft unser Lagermannschaftsführer, Spitzname: Wildsau. Den Namen erwarb er sich dadurch, weil er oft herumbrüllte: »Ich mache Euch zur rasenden Wildsau!« Er war schon etwa zwanzig Jahre alt und hatte sich scheinbar bisher in Wehrrüchtigungslagern und ähnlichen Einrichtungen als rücksichtsloser Schinder einen Namen gemacht und so vor dem Wehrdienst gedrückt. Bei uns glückte es nur

noch zwei Monate, dann war auch seine Einberufung da. Aber in dieser Zeit, verstand er es, zumindest anfangs, uns so niederzumachen, dass wir fast am Ende unserer Kräfte waren. Später hatten wir das Tricksen schon besser raus. Trotzdem kamen wir manchmal wie die Schweine heim, wonach innerhalb weniger Minuten Sachenappell angeordnet wurde. Auch eine Schikane.

In Piestany gab es auch eine Bannführung, da außer uns beiden Klassen, noch etwa neunhundert Jungen aus Berlin und Umgebung in diesem Ort untergebracht waren. Dieser Bannführer hatte sich nun zusammen mit seinen Unterführern ein großes Geländespiel ausgedacht das, ähnlich wie bei der Schlacht im Teutoburger Wald, wie folgt ablaufen sollte: Die starke Gruppe der Berliner sollte eine tiefe, rechts und links unbewaldete Schlucht ahnungslos passieren, um dann von unserer viel schwächeren Gruppe überfallen zu werden. Es klappte auch anfangs nicht schlecht, aber ob der zehnfachen Übermacht wurden wir doch den Hang hinaufgetrieben und wälzten uns nun, mit einander ringend, auf einem Saatfeld. Als ein schimpfender slowakischer Bauer erschien, zog der Bannführer seine Pistole und schrie den Bauern an: »Halt' die Schnauze, du slawisches Schwein, sonst jag' ich dir 'ne Kugel, in den Schädel!« Als ich das sah und hörte, war der Spaß für mich vorbei. Erste Zweifel kamen in mir auf, die sich später noch verstärkten.

Uns wurde auch gesagt, dass wir als Vertreter der Herrenrasse, keinem Slowaken aus dem Weg zu gehen

brauchten. Also wurden Erwachsene, ja sogar slowakische Fliegeroffiziere, von dreizehnjährigen Scheißkerlen auf dem Gehweg angerempelt. Ob das wohl Freundschaft aufkommen ließ?

Erschütternd war für mich als Katholiken folgendes Erlebnis: Es war der Vormittag eines Sonn- oder Feiertages und wir näherten uns, nach dem Ordnungsdienst, im Marschblock dem Heim. Wir mussten an dem dortigen Kirchlein vorbei, vor welchem bis über die Straßenmitte Menschen knieten. Kein Problem für ›Wildsau! Er gab das Kommando: »Achtung!« und wir marschierten im Stechschritt durch die auseinander stiebende Menge ...

Wenn sich unsere Leute überall so benommen haben, darf man sich nicht wundern, dass schon im nächsten Jahr Überfälle slowakischer Partisanen auf Deutsche stattfanden.

Wir jedenfalls, kehrten wohl genährt und gebräunt zurück. Ich selbst, musste in dieser kurzen Zeit so gewachsen sein, dass ich Mama auf dem Bahnhofsvorplatz fast nicht gefunden hätte. Als ich losfuhr war sie größer, jetzt aber kleiner als ich.

Nun waren es nur noch zwei Wochen bis zu den Sommerferien und dann begann die achte Klasse.

Während der Ferien, musste ich zeitweise Omas Ziegen hüten, was meist auf dem Bahndamm der Sandbahn geschah und bei der Bockigkeit dieser Viehart kaum Spaß machte.

Ich habe auch beim Bauern Skibka Kühe gehütet. Die waren nicht so schwer zu führen oder zu hüten. Man musste nur acht geben, dass sie nicht ins benachbarte Gemüesefeld einbrachen. Da ich aber scheinbar bei jeder Gelegenheit etwas Besonderes erleben muss, war's auch hier der Fall: Eines Tages standen plötzlich alle Kühe mitten auf der Wiese um eine von ihnen im Kreise herum. Ich hatte keine Ahnung, was passiert war, sah aber, dass die Umringer sehr viel Flüssigkeit von sich gab. Das war ungewöhnlich, vielleicht auch gefährlich?

Da ich es nicht wusste, lief ich zum unweit befindlichen Bauernhof, in welchem sofort die Pferde eingespannt wurden und ein Fuhrwerk zur Weide hinausfuhr. Am nächsten Morgen erfuhr ich von der Geburt eines Kälbchens und man lobte mich mal ausnahmsweise. Auch bei der Getreideernte wurde mit angepackt, wofür man dann auf den Erntewagen mit fahren durfte oder eine Schnitte mit Magerquark bekam.

Als mein Lehrer merkte, dass ich mich in der achten Klasse zu langweilen begann, wurde ich bei Abwesenheit des Schulrektors immer öfter zum Telefondienst freigestellt. Ich saß dann im Rektorzimmer und hörte Radio. Da in dieser Zeit immer öfter amerikanische Bomberverbände in deutsches Gebiet einflogen, mussten die Luftlagemeldungen unseres Lokalsenders in Schulen, Krankenhäusern und Betrieben regelmäßig abgehört werden, um eventuelle Vorkehrungen treffen zu können.

Bei Durchgabe dieser Meldungen wurde das Programm plötzlich unterbrochen, man hörte das laute Ticken einer Uhr und dann eine tiefe Bassstimme: »Achtung! Achtung! Wir geben eine Luftlagemeldung. Feindliche Kampfverbände sind in den oberschlesischen Luftraum eingeflogen. Die Flakartillerie hat die Bekämpfung aufgenommen. Warten sie weitere Meldungen ab!« Während sich die Bomber weiterhin näherten, gab es Voralarm und/oder Fliegeralarm. Bei Fliegeralarm mussten alle sich in Gebäuden oder auf der Straße befindlichen Menschen die nächstgelegenen Luftschutzräume aufsuchen, auch wir Schüler. Da wir uns natürlich gar keine Vorstellung von einem Luftangriff machen konnten, verkürzten wir uns die Zeit im Keller mit Jux und Kichereien. Nach der Entwarnung, ging es dann wieder hinauf in die Klassen und der Unterricht ging weiter.

Jugendzeit

Als sich die Volksschulzeit dem Ende zuneigte, musste an Lehre und Beruf gedacht werden. Wie so oft, wussten auch viele von uns nicht, was sie mal werden sollen. Nach Mamas Vorstellungen hatte man bei der Reichsbahn ein sicheres Auskommen und gute Aufstiegsmöglichkeiten. Ich bewarb mich also bei der Bahn als Jungheifer, aber zur Sicherheit auch noch bei der Donnersmarckhütte als Technischer Zeichner. Nachdem ich die Aufnahmeprüfungen hier und da bestanden hatte, sprach Herr Schöllner ein Machtwort, indem er als letztes Druckmittel auf Mama sein Konto für die Bezahlung des Schulgeldes in der Handelsschule zur Verfügung stellte.

Ich bestand auch dort die Aufnahmeprüfung und begann am 1. April meine Ausbildung. Leider wurde durch die fast täglichen Fliegeralarme und weitere Ereignisse, nicht mehr allzu viel daraus. Denn schon am 16. September 1944 wurden wir Jungen mit 15 Jahren zum sogenannten Osteinsatz abkommandiert, wo wir Panzergräben schachten mussten. Untergebracht auf einem Bauernhof, schliefen wir sechs Wochen lang auf der Tenne einer Scheune fast auf dem blanken Beton. Als Verpflegung gab es morgens und abends, zwei Schnitten Kommissbrot mit 20 Gramm Butter, mittags ein Schlag Wirsingkohlsuppe mit paar Fleischfasern. Wir schachteten zunächst tiefe Gräben im Walde, die nach dem Bodenaushub entsprechend verfestigt werden

mussten. Dazu wurden etwa zehn Zentimeter starke Bäume gefällt, zugespitzt und in den Boden gerammt. Dann wurden Faschinen gewirkt und dicht an dicht zwischen den Boden und die eingerammten Pfähle gebracht. Obwohl das Wetter noch bis zur dritten Woche relativ warm und trocken blieb, kühlte es ab der vierten Woche merklich ab und es begann immer öfter zu regnen. In den Gräben sammelte sich Wasser an und wir kamen manchen Abend völlig durchnässt heim. Wie leicht man hungrige Menschen zu Leistungen bewegen kann, die sie sonst sicher zurückgewiesen hätten, soll folgendes Beispiel zeigen: Da man uns Jungen nicht dazu zwingen konnte im kalten, bauchtiefen Wasser zu arbeiten, versprach man denen die es freiwillig taten, eine Zusatzportion von mehreren Weißbrotschnitten. Und siehe da, es fanden sich Freiwillige, wenn auch nur einige wenige. Anfangs versuchten wir, unser Zeug über Nacht in der Scheune zu trocknen, aber ohne sichtbaren Erfolg. Manche versuchten ihr Glück im warmen Kuhstall. Aber ich hatte wegen kleiner Hilfeleistungen einen guten Draht zur Bäuerin. So hatten ich und drei, vier andere jeden Morgen trockenes Zeug. Das war unter diesen Umständen mit das Wichtigste.

Am 31. Oktober hatte unser Leiden ein Ende. Wir kehrten wieder heim. Dadurch, dass die Mädchen normalen Unterricht hatten, mussten wir viel nachholen. Das war ungerecht, aber wen kümmerte das schon?

Es ging weiter, abgesehen vom fast täglichen Fliegeralarm und nächtlichen Luftschtzwachen in der Schule,

die wir Jungen immer zu zweit an Sonn- und Feiertagen zu absolvieren hatten. Dazu gehörte auch, bei Fliegeralarm den schuleigenen Luftschutzkeller für Passanten von der Straße offen zu halten. Uns selbst passierte es nur zwei Mal, dass sonntags Vormittag Luftalarm ausgelöst worden war und Kirchgänger der nahen Anna-Kirche bei uns Schutz suchten.

Da ich auch wieder Vertrauensschüler war, nahm mich unser Klassenlehrer, der als glühender Nazi und SA-Obersturmbannführer hohes Tier beim Volkssturm war, ab und an zu seinen Dienstgängen mit. So lernte ich das am Ende doch recht klägliche Waffenlager des Volkssturms unserer Stadt kennen, das aus einem einzigen Panzerabwehrgeschütz, vielen Panzerfäusten und noch mehr italienischen Gewehren bestand. Mit dieser Ausrüstung wollte man einer hochgerüsteten Armee widerstehen! Wenn mir als Laien schon Bedenken kamen fragt man sich, was die Verantwortlichen sich dabei dachten ...

Im Oktober musste sich der Jahrgang 1929 unserer Stadt zur Vormusterung zur Waffen-SS stellen. Es war schon bezeichnend, wie man mit uns Deutschen umzuspringen wagte. Wer sich nämlich nicht zur Waffen-SS bereit erklärte, wurde mit einem Fußtritt eines in schwarzer Uniform an der Tür stehenden SS-Manns hinausbefördert. Schön was?